

Was hat Pastoraltheologie mit einer positiven Wahrnehmungsfähigkeit zu tun?

1

Spurensuche

Auf der Suche nach einer neuen Arbeit als Theologin und Pastoralreferentin war ich im Sommer 1982 in gutem Kontakt mit Theresia Hauser, die für die bayerischen Diözesen die Frauenseelsorge aufgebaut hatte und in den Ruhestand gehen wollte. Während einer gemeinsamen bibeltheologischen Tagung für Frauen fragte sie mich, was mir das Wichtigste an meiner Arbeit mit den Frauen sein würde, und ich antwortete, auch aus dem Erleben der Tagung heraus, dass für mich das Staunen über die Begabungen der Frauen das Wichtigste sei, Begabungen, die sie selber oft nicht wahr haben wollten. Ich würde gern alles dafür tun, dass die Frauen selber ihre Begabungen entdeckten und sich daran freuten. Wie mir Theresia Hauser später sagte, gab meine Antwort für sie den Ausschlag, mich als ihre Nachfolgerin zu wünschen, und sie war enttäuscht, als ich dann nach Brasilien ging. War das, was ich da als Wichtigstes angegeben hatte, „Seelsorge“? Ich weiß es nicht.

Bei unzähligen Besuchen und Treffen, aus denen in Brasilien ein großer Teil meiner pastoralen Arbeit bestand, tat ich immer und immer wieder vor allem dies: Frauen ermutigen, an ihre eigenen Fähigkeiten zu glauben. Fähigkeit, sich zu empören – aber auch Fähigkeit zu kritischer Analyse; Fähigkeit zuzuhören – aber auch Fähigkeit zu sprechen und vor anderen das Wort zu ergreifen; Fähigkeit, sich einer Gemeinschaft unterzuordnen – aber auch Fähigkeit, eine Versammlung zu leiten und gemeinsames Handeln aufzubauen; Fähigkeit, überkommenen Regeln treu zu sein – aber auch Fähigkeit, etwas Neues zu beginnen. Ich stieß an viele Hindernisse, hatte keineswegs nur Erfolg damit, aber ich ließ nicht ab. War das „Seelsorge“? Ich weiß es nicht.

Weder in der Region von São Miguel Paulista, damals Diözese São Paulo, noch in der Diözese Crateús, im Nordosten Brasiliens, tat ich diese Arbeit allein. In São Paulo lernte ich von den klugen Ordensfrauen, mit denen ich zusammenarbeitete, wie unerlässlich wichtig und inhaltsreich das Organisieren war: mit den von einer bestimmten Notsituation in ähnlicher Weise Betroffenen eben diese Situation erheben, die erwünschte Veränderung der Situation beschreiben, Ziele eines gemeinsamen Handelns definieren, gemeinsam Schritte überlegen, einen ersten Schritt planen

und genau vorbereiten, durchführen, auswerten, feiern, ein gemeinsames Gedächtnis kultivieren, einen nächsten Schritt in Angriff nehmen... War das „Seelsorge“? Ich weiß es nicht.

In der Diözese Crateús, im kargen, vernachlässigten Nordosten Brasiliens, baute ich mit einigen jungen Frauen Erwachsenenschulen auf. Uns war gemeinsam, dass wir keine Regel gelten lassen wollten, die wir nicht an unserer eigenen Erfahrung überprüft hatten, und dass wir, da wir uns schon einmal auf etwas Neues eingelassen hatten, keine Idee, so verrückt sie auch war, nicht wenigstens ausprobieren wollten. Daraus entstand bald eine eigene kleine „Charta“, in der z.B. der Wert des Nicht-Wissens, des Fragens, der Fehler, des Gesprächs fürs Lernen festgehalten wurde. War das „Seelsorge“? Ich weiß es nicht.

2

Akzente

- Überraschung: „Das habe *ich* gesagt? Das ist ja richtig interessant!“
- Staunen: „Ich habe vor anderen gesagt, was mir wichtig war. Ich hatte etwas zu sagen! Und die anderen fanden es nicht uninteressant!“
- Entdeckung: „Ich kann von anderen etwas lernen, kann mich auf sie verlassen, zusammen schaffen wir es sogar, einem Minister zu sagen, was wir wollen. Er musste uns anhören. Er hat uns geantwortet. Wir haben einen ersten Schritt getan – und wir können einen nächsten tun. Wir können etwas bewirken!“
- Erleichterung: „Ich darf Fehler machen – wir alle können daraus lernen!“

Diese befreiende Erfahrung eines ungeahnten „Mehr“, eines Gegeben-seins von Möglichkeiten, dem man noch ganz ungläubig gegenüber steht, war für mich immer so etwas wie der Zielpunkt in meiner Praxis als Theologin und Pastoralreferentin. Genauer gesagt: Jedes Mal, wenn ich Zeugin dieses Aufatmens, dieser Überraschung, dieses ungläubigen Stau-nens wurde, wusste ich, dass ich *dafür* gearbeitet hatte und dass sich mein Festhalten am scheinbar Unmöglichen gelohnt hatte. Aber ich hätte mir diese Erfahrung vorher nicht zum Ziel gesetzt. Sie ließ sich erhof-fen, aber sie blieb immer ein Geschenk.

Diese Erfahrung eines ungläubigen Stau-nens und Lachens, weil man sich der Fülle eines Geschenks bewusst wird, ist für mich zentrales Element eines Seelsorgeverständnisses. Seelsorge aus dem Glauben an eine verborgene Fülle – eher als aus der Sorge um einen Mangel. Seelsorge aus einer positiven Ungläubigkeit heraus: aus der Ungläubigkeit, dass eine sich als unfähig, als ohnmächtig oder gar gescheitert empfindende menschliche Wirklichkeit nicht alles ist. Seelsorge aus hartnäckiger, oft

auch ungeduldiger, aber unnachgiebiger Ungläubigkeit heraus oder aus einem nicht gesuchten und oft völlig unbegründeten Glauben an Möglichkeiten, die sich unendlich lang und gut verbergen können, aber irgendwann doch einmal verraten. Für mein Seelsorgeverständnis ist „Glaube“ ungläubiges Staunen. In den biblischen Texten gehört dieses Staunen zu den Berichten von den Begegnungen mit dem Auferstandenen. Mit nichts weniger hat Seelsorge für mich zu tun.

3

Umorientierungen

Pastoralplanung geht meistens vom Mangel aus. „Seit mindestens hundert Jahren gibt es in der römisch-katholischen Kirche im deutschen Sprachraum die Rede vom Priestermangel und etwa ebenso lang plagt die Menschen in der Kirche der Eindruck, ihre Anstrengungen wären zu wenig, ihre Bemühungen nicht genügend, ihre Programme nicht gut genug, ihre Ideen nicht ausreichend, ihre Überzeugungskraft zu schwach, ihr Glaube nicht anziehend, ihr christliches Leben nicht ansprechend genug, um die moderne Gesellschaft nachhaltig und flächendeckend zu evangelisieren. Gewiss stehen wir unter dem Anspruch Christi, das Evangelium allen Völkern zu verkünden, aber die allzu oft beobachtbare Fixierung auf den Mangel – nicht nur an Priestern, sondern an lebendigen Gemeinden, an KirchgängerInnen, an überzeugten ChristInnen – inklusive der gegenseitigen Beschuldigungen, was oder wer wohl schuld sei an den Mängeln, nimmt und bindet so viel Kraft und lenkt den Blick immer wieder auf kirchliche Interna zurück, anstatt ihn offenerzig nach außen zu richten.“¹

Wenn ich heute eingeladen bin, an Gesprächen in Diözesen teilzunehmen, in denen nach Perspektiven und Inspiration, und nach Mut machenden neuen Erfahrungen gesucht wird, habe ich immer deutlicher den Eindruck, dass in diesen Diözesen und ihren verschiedenen Gremien Menschen beieinander sind, die allein mit der Ehrlichkeit ihres Suchens und Fragens, mit der Bescheidenheit, mit der sie ihre eigenen Versuche beschreiben, aber auch mit der Zuversicht, die sie manchmal gegen besseres Wissen ausstrahlen, eine Kirche bezeugen, die – unter einer Oberfläche des Klagens, des Mangels und der Zwänge – voller Lachen, voller Fülle und Gnade ist.

Forschung ist der Weg, um tiefer in eine Wirklichkeit einzudringen. Von einer bekannten Oberfläche lässt sie sich nicht täuschen. In der Tiefe können Geheimnisse verborgen sein, die sie noch nicht kennt. In Kirche und Pastoraltheologie fehlt es, meine ich, an einem solchen positiven Nicht-Wissen. Unter der Oberfläche einer langweiligen oder kleinlichen und wenig anziehenden Kirche gibt es einen verborgenen Schatz in der

¹ Prüller-Jagenteufel; Veronika, Verschwenderische Fülle, in: Müller, Hadwig (Hrsg.), Freude an Unterschieden – Kirchen in Bewegung, Ostfildern 2002, 267ff.

Gestalt einer großen Vielzahl von Zeuginnen und Zeugen. Es fehlt an einer Forschung, die sich von der Individualisierung und Pluralisierung dieser Zeugnisse herausfordern lässt und die ahnt, dass in den Geschichten einzelner eine „Maßlosigkeit“ an Glauben, Liebe und Hoffnung verborgen ist, belebendes Wasser für eine in Strukturdiskussionen verdurstende Kirche. Verfeinerung der Wahrnehmung ist gefragt. Wahrnehmung gelebter Hoffnung.

Es ist nicht schwer, es verlangt vielleicht nur einen gewissen Mut, Menschen zu fragen, aus welchen Quellen sie leben und kämpfen, aus welcher Hoffnung heraus sie immer wieder von neuem ihrem Alltag einen Sinn geben und Kräfte der Geduld und Liebe verschwenden. Diese Frage muss aus echtem Interesse heraus gestellt werden, aus dem unbeirrbareren Staunen darüber, wie viel Glaube, Liebe und Hoffnung tatsächlich von Mitmenschen aufgebracht wird.

Als ich vor einigen Jahren dem Seelsorgeteam einer deutschen Diözese diesen Vorschlag machte, es mit der Frage nach dem von den dortigen Menschen gelebten Glauben zu versuchen, verstummte das Gespräch. Als ich vor kurzem einem Seelsorgeteam in einer anderen deutschen Diözese davon erzählte, war die Antwort: „Wir haben Angst davor die Menschen zu fragen; wir wissen nicht, wohin das führt.“ Wissen wir, wohin eine pastoraltheologische Forschung führt, die sich von einer methodischen Sensibilität, von einer Theorie der Wahrnehmung leiten lässt, die Antennen für Fülle und Verschwendung mitbringt?